



Glaube macht nicht immer glücklich

Jeremia 20,7-11

Okuli

23. März 2025

Lukas Amstutz

lukas.amstutz@bienenberg.ch

Es gilt das gesprochene Wort

7 Du hast mich überredet, HERR, und ich habe mich überreden lassen; du bist stärker als ich, und du hast gewonnen; den ganzen Tag lang bin ich ein Gespött, jeder macht sich lustig über mich.

8 Denn wenn immer ich rede, schreie ich auf. Gewalttat und Unterdrückung!, rufe ich. Denn den ganzen Tag lang gereicht mir das Wort des HERRN zu Hohn und Spott.

9 Und wenn ich sage: Ich werde nicht an ihn denken und nicht mehr in seinem Namen sprechen!, dann wird es in meinem Herzen wie brennendes Feuer, eingeschlossen in meinem Gebein. Und ich habe mich abgemüht, es zu ertragen, und ich kann es nicht.

10 Von vielen habe ich Gerede gehört: Grauen ringsum! Erstattet Bericht! Lasst uns Bericht erstatten! Alle, mit denen ich Frieden hielt, lauern auf meinen Fall: Vielleicht lässt er sich verleiten, dann wollen wir ihn überwältigen und unsere Rache an ihm nehmen!

11 Der HERR aber ist bei mir, wie ein mächtiger Held, deshalb werden meine Verfolger straucheln, und sie können nicht gewinnen. In tiefer Schande stehen sie da und ohne Erfolg! Eine ewige Schmach, sie wird nicht vergessen werden!

In den Skiferien begegnete mir beim Einkaufen dieses Schild. Darauf war zu lesen: «Was immer du im Leben machst, achte darauf, dass es dich glücklich macht!» Nun – die Sonne schien die ganze Woche, der Himmel blau, die Pisten leuchtend weiss. Essen gut – alles gut. Kurz: Ich fühlte mich tatsächlich glücklich. Hatte daher offensichtlich alles richtig gemacht. So einfach ist das im Leben. Ich tue einfach das, was mich glücklich macht. Nein – so einfach ist das natürlich nicht. Wie so häufig bei diesen flotten Kalendersprüchen. Aber immerhin: ich begann über den Spruch nachzudenken. Und das führte mich schnell zu einigen Fragen: Was bedeutet denn eigentlich «glücklich»? Wer definiert dieses Glück? Wie weiss oder fühle ich, dass ich jetzt wirklich glücklich bin? Und soll dieses angestrebte Glücklich-Sein tatsächlich alleine darüber entscheiden, was ich mache oder nicht? Ihr merkt: Ich hatte auch in den Ferien genügend philosophischen Stoff zum Nachdenken – und war glücklich dabei.

Spannend fand ich diese Fragen vor allem auch deshalb, weil der christliche Glaube gerne mit Glück in Verbindung gebracht wird. Immer wieder tauchen Studien auf, die belegen sollen: Glaube macht glücklich. Denn religiöse Menschen seien zufriede-

dener, engagieren sich mehr, gehen häufiger wählen, sind gesünder und haben besseren Sex. Was will man mehr?! Wer glaubt, wird glücklich – so lautet daher manchmal eine etwas plumpe Evangelisationsstrategie. Nur erstaunlich, dass angesichts dieser angeblichen Glücksfülle nicht viel mehr Menschen glauben! Es müsste sich ja lohnen. Nun, wirklich erstaunlich ist dies vermutlich nicht. Denn es gibt ja mindestens so viele Studien und Erfahrungsberichte, die zeigen: Glaube macht nicht glücklich. Menschen haben den Glauben und seine Ausdrucksformen einengend, manipulierend oder übergriffig erlebt. Toxischer Glaube. Oder zumindest sorgte der Glaube nicht für das erhoffte Glück. Enttäuschter Glaube.

«Was immer du im Leben machst, achte darauf, dass es dich glücklich macht!» Diesen Spruch las ich, wie gesagt, in den Skiferien. In jener Woche fing auch die diesjährige Passionszeit an. Jene Zeit also, in der wir uns als Christinnen und Christen bewusst mit dem Weg Jesu ans Kreuz beschäftigen. Ein schwerer Weg. Ein Weg, den Jesus wohl kaum gegangen wäre, wenn er sich nur gefragt hätte: Macht mich das glücklich?

Manchmal steht der Glaube – die Nachfolge – in einer Spannung zu den persönlichen Glücksvorstellungen. Das war bei Jesus so. Und davon erzählt auch der Predigttext, der für den heutigen Passionssonntag vorgeschlagen ist. Wir haben es gehört: Jeremia, einer der grossen alttestamentlichen Propheten, klingt alles andere als glücklich. Gott ist ihm zwar nahe. Aber das löst in ihm kein Glücksgefühl aus. Von Gott bedrängt, überredet und überwältigt – das bestimmt Jeremias Gefühlslage. Wer seine Worte heute liest, vermutet sicher nicht zu Unrecht gewisse depressive Burn-Out-Symptome – und dies alles wegen seines Glaubens.

Jeremia hat die Israeliten während rund 40 Jahren als Prophet begleitet. Eine lange Zeit – ähnlich wie Mose. Aufgewachsen ist Jeremia in einem kleinen Dorf, rund fünf Kilometer nordöstlich von Jerusalem. Er ist vermutlich um die 20 Jahre alt, als er von Gott zum Propheten berufen wird. Das ist für ihn nicht der erhoffte Karrieresprung und löst in ihm keine Glücksgefühle aus. «Ach, Herr, HERR, sieh, ich weiss nicht, wie man redet, ich bin ja noch jung!» (Jer 1,6). Man spürt: Jeremia wäre noch so froh, wenn Gott jemand anders rufen würde. Seine Einwände werden von Gott jedoch weggewischt: «Sag nicht: Ich bin noch jung. Wohin ich dich auch sende, dahin wirst du gehen, und was immer ich dir gebiete, das wirst du sagen» (Jer 1,7)

Jeremia folgt diesem Ruf – und der hat es in sich. Er, der angeblich nicht so gut reden kann, hält am Tempeltor in Jerusalem eine Rede wie ein einziges Donnerwetter: «Verlasst euch nicht auf verlogene Worte wie diese: Der Tempel des HERRN, der Tempel des HERRN, das ist der Tempel des HERRN. Macht vielmehr eure Wege besser und eure Taten. Wenn ihr wirklich Recht schafft untereinander und den Fremden, die Waise und die Witwe nicht unterdrückt - und kein unschuldiges Blut an dieser Stätte vergiesst - und nicht anderen Göttern nachlauft, zu eurem eigenen Unheil, dann werde ich euch wohnen lassen an dieser Stätte, in dem Land, das ich euren Vorfahren gegeben habe.» (Jer 7,4-7)

Eine solche Brandrede bleibt nicht ungehört. Aber sie erzielt nicht die erhoffte Wirkung. Anstatt umzukehren, fühlen sich vor allem die politischen und religiösen Machthaber von Jeremia provoziert. Sie lachen über seine Worte - und lassen ihn ihre Macht spüren. Eben erst liess ihn der Priester Paschchur auspeitschen und sperrte ihn eine Nacht in einen Block. Kaum wieder frei, schleudert Jeremia dem Priester eine weitere harsche Gerichtsbotschaft hinterher.

Und dann – wieder zu Hause – zeigt Jeremia ein anderes Gesicht. Er, der für viele in der Öffentlichkeit so selbstsicher und glaubensstark wirken mochte, offenbart tiefe Glaubenszweifel. Bereits zum fünften Mal im Jeremiabuch erhalten wir Einblick in sein inneres Ringen mit Gott. «Du hast mich überredet, HERR, und ich habe mich überreden lassen; du bist stärker als ich, und du hast gewonnen.»

Mit diesen Worten knüpft Jeremia an seiner Berufung an. Er ahnte schon damals, dass dieser Gottesruf nicht einfach nur glücklich macht. Und damit hadert er nun. Vielleicht hätte er doch besser auf diesen Kalenderspruch hören sollen. Vieles von dem, was er erlebt, wäre ihm erspart geblieben. Ja, er wäre vermutlich glücklicher, wenn er dem Ruf Gottes nicht gefolgt wäre.

Jeremia zeigt uns hier eine Seite des Glaubens, die wir vermutlich lieber verdrängen. Menschen, die in Kirchen und Gemeinden Verantwortung tragen, sind davon vielleicht häufiger betroffen. Aber es kann sehr schnell zur Erfahrung jedes glaubenden Menschen werden. Das Leben aus dem Glauben heraus zu gestalten, kann müde machen. Vor allem da, wo der erhoffte Erfolg ausbleibt. Da engagierst du dich stunden- oder gar tagelang. Und niemand interessiert. Dein Engagement stösst auf Widerstand oder es kommt dir vor, als würdest du einfach Wasser in den Rhein tragen.

Manchmal sind es gerade Menschen, die wir für ihr christliches Engagement bewundern, die diese Jeremia-Erfahrung machen. Menschen, von denen wir denken: Die haben einen starken Glauben und leben eine konsequente Nachfolge. Ich musste dabei an Mutter Teresa denken. Ähnlich wie Jeremia, hatte sie ein Berufungserlebnis. Sie beschreibt das selber so: «Ich hörte den Ruf Jesu an mich, alles aufzugeben und das Kloster dauerhaft zu verlassen, um auf der Strasse, in den Slums den Ärmsten der Armen zu dienen. Ich wusste, dass dies sein Wille war und ich ihm folgen musste.»

Sie gehorcht diesem Ruf. Widmet ihr ganzes Leben den Ärmsten in Kalkutta. Ist für viele der einzige Mensch, der ihnen Liebe zeigt – eine Heilige. Und dann offenbarten ihre Tagebücher nach ihrem Tod tiefe Glaubenszweifel: «Dunkelheit umgibt mich auf allen Seiten. Meine Seele leidet. Vielleicht gibt es gar keinen Gott. Ich spüre eine unendliche Sehnsucht, an ihn zu glauben. Aber wenn es keinen Gott gibt – Himmel, was für eine Leere!»

Manche erschrecken über solche Zeilen, wie sie Mutter Teresa oder Jeremia formuliert haben. Vermuten, dass mit ihrem Glauben etwas nicht ganz in Ordnung war – sonst hätten sie nicht solche Erfahrungen gemacht. Glaube macht doch schliesslich glücklich. Ich meine: Es sind gerade diese Erfahrungen, die eine Berufung stärken und zeigen, wer die wahren Propheten und Heiligen sind. Nein, einfach sind diese dunklen Stunden nicht. Und glücklich machen sie schon gar nicht. Aber sie bewahren davor zu vergessen, wer ruft: Nicht das eigene Glück oder der persönliche Erfolg, sondern Christus. Folge mir nach – hat er gesagt.

Der Kalenderspruch aus meinen Skiferien würde uns raten: Wenn's dich nicht glücklich macht, dann hör auf damit. Und das hat durchaus etwas für sich. Manchmal ist es im Leben dran, loszulassen und etwas zu verändern. Es ist wichtig zu fragen, was ich will und was mich lebendig macht. Vor übergreifigen Beziehungen müssen wir uns schützen.

Manchmal scheint mir jedoch, dass die Kalenderweisheit zu sehr dominiert. Wenn's schwierig oder anspruchsvoll wird, scheint aufzugeben gleich die erste und einzige Option zu sein. Auch in Glaubensdingen. Es ist eine Option, die auch Jeremia prüft:

«Und wenn ich sage: Ich werde nicht an ihn denken und nicht mehr in seinem Namen sprechen!» Es ist die Jona-Option, die Jeremia hier in Betracht zieht. Den Ruf Gottes ignorieren, davonlaufen. Soll doch jemand anders diesen Sch...-Job machen.

Es wird uns nicht erzählt, wie häufig Jeremia über diese Option nachdachte. Im Text sagt Jeremia jedoch schliesslich: «... dann wird es in meinem Herzen wie brennendes Feuer, eingeschlossen in meinem Gebein.» Anders gesagt: Aufgeben ist für Jeremia keine Option. Er weiss sich von Gott gerufen. Von ihm ist er in Anspruch genommen. Er muss weiter die Gewalttaten und Unterdrückung seiner Zeit anklagen. Er kann nicht schweigen, weil er Gott gehört hat.

Auch mit dieser Erfahrung ist Jeremia nicht allein. Immer wieder gab es Menschen, die wussten sich von Gott in Anspruch genommen. Sie spürten: Jetzt bin ich gefragt – nicht, weil es mich glücklich macht, sondern weil ich glaube. Einer war Dietrich Bonhoeffer. Im Januar 1934 wurde immer deutlicher, dass sich die Kirche in Deutschland mit den Nazis arrangiert. Bonhoeffer ahnte Schlimmes. Damals noch in London, hielt er eine Predigt über unseren heutigen Jeremia-Text und sagte über die aufkeimende Widerstandsbewegung in seiner Heimat Folgendes:

«Tausende von Gemeindegliedern und Pfarrern sind heute in unserer Heimatkirche in der Gefahr der Unterdrückung und Verfolgung um ihres Zeugnisses für die Wahrheit willen..., weil Gott in ihnen zu stark geworden war..., weil sie nicht mehr zurück konnten hinter Gottes Wort, Gottes Ruf, Gottes Befehl... Von Gott nicht mehr loskommen können, das ist die dauernde Beunruhigung jedes christlichen Lebens. Wer sich einmal auf ihn einliess, wer sich einmal von ihm überreden liess, der kommt nicht mehr los...»

Bonhoeffer selbst identifizierte sich stark mit Jeremia. Als er fünf Jahre später im amerikanischen Exil lebte, war ihm klar: Trotz aller Gefahr muss er zurück nach Deutschland. Nicht, weil er das will. Sondern, weil er sich von Gott gerufen weiss. Oder wie er es in seiner Predigt selbst sagte: «Von aussen her kommt es über den Menschen, nicht aus der Sehnsucht seines Herzens, nicht aus seinen verborgensten Wünschen und Hoffnungen steigt es herauf; das Wort, das den Menschen stellt, packt, gefangen nimmt, bindet, kommt nicht aus den Tiefen unserer Seele, sondern es ist das fremde, unbekannte, unerwartete, gewalttätige, überwältigende Wort des Herrn, der in seinen Dienst ruft, wen und wann er will.»

Das alles mag nun etwas düster und bedrohlich klingen. Und vielleicht denkst du: Ach, was bin ich froh, dass ich nie einen solchen Ruf Gottes gehört habe. Ja, Jeremia, Mutter Teresa, Dietrich Bonhoeffer – das mögen herausragende Lichtgestalten sein. Aber im Kern haben sie uns allen etwas zu sagen. Sie erinnern uns in dieser Passionszeit daran, dass Glaube mehr ist als spirituelle Wellness. Glaube bestätigt nicht einfach meinen Lebensentwurf, spricht mir etwas Liebe zu und sorgt für endlose Glücksgefühle. Glaube bedeutet Nachfolge. Jesus, dem Gekreuzigten, zu folgen – dazu sind wir alle berufen.

Nicht immer, wenn wir in unserer Nachfolge auf Widerstände stossen, können wir uns auf Jeremia beziehen. Manchmal haben die Anderen Recht und wir müssen umkehren oder umlernen. Aber dass Glaube auch unbequem sein kann, ist eine Realität. Vor allem dann, wenn wir für andere Menschen Partei ergreifen.

Jeremia leidet, weil er sieht, wie Menschen unterdrückt, ausgebeutet und geschlagen werden. Seine Botschaft fasst er selbst so zusammen: «Gewalttat und Unterdrückung!, rufe ich.» Dazu kann er wegen seines Glaubens nicht schweigen – und muss mit den Konsequenzen leben. Er wird verspottet und verleumdet. Freunde ziehen sich zurück und manche schwärzen ihn sogar an.

Unsere Welt verändert sich derzeit. Wohin das alles führt, weiss ich nicht. Aber ich befürchte, dass unser Glaube in Zukunft noch einmal mehr sein muss als ein persönlicher Glücksgarant. Die Herren dieser Welt entdecken gerade wieder die unheimliche Lust an tödlichen Machtspielen. Sie gehen dabei buchstäblich über Leichen. Unter die Räder kommen dabei vor allem die Schwächsten der Gesellschaft. Ein Hohn, wenn der reichste Mann der Welt, die finanziellen Mittel für die Ärmsten streicht.

Nationalistische Tendenzen erleben eine beängstigende Rückkehr. Es geht dabei nicht um einen gesunden Heimatstolz, sondern um eine gemeinschaftszerstörende Hetze, die im «Wir gegen die Anderen» endet. Das Recht des Stärkeren wird genauso salonfähig, wie rassistische, sexistische und antisemitische Haltungen. Manchmal sogar christlich unterstützt.

Damit dürfen wir uns nicht anfreunden. Als Christinnen und Christen folgen wir auch in diesen Zeiten – der Name sagt's – Christus. Ihm, der Macht und Gewalt, Gottes Liebe entgegenhielt. Daran muss sich orientieren, wer sich Christ nennt – auch wenn das nicht immer glücklich macht.

Gibt es in diesem Text denn überhaupt keine gute Nachricht? Doch! Nach seiner Klage formuliert Jeremia ein Glaubensbekenntnis: «Der HERR aber ist bei mir, wie ein mächtiger Held, deshalb werden meine Verfolger straucheln, und sie können nicht gewinnen.» Das Leben von Jeremia oder Jesus zeigen allerdings: Die Erfahrungen können gegen dieses Glaubensbekenntnis sprechen.

Inwiefern es sich aber dennoch um gute Nachricht handelt, hat wiederum Dietrich Bonhoeffer treffend formuliert: «Von Gott nicht mehr loskommen, das bedeutet viel Angst, viel Verzagtheit, viel Trübsal, aber bedeutet doch auch im Guten und im Bösen nie mehr gott-los sein können. Es bedeutet: Gott mit uns auf allen unseren Wegen, im Glauben und in der Sünde, in Verfolgung, Verspottung und Tod.» Dem ist nichts hinzuzufügen.

AMEN